

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 31 (1948)
Heft: 1

Artikel: Dies natali invicti Solis
Autor: Junker, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dies natali invicti Solis

Dies natalis invicti Solis, das heißt Geburtstag oder Geburtsfest der unbesiegten Sonne. So nannten die alten Römer, als sie noch Heiden waren, den Tag der Wintersonnenwende. Sie haben diesen Tag festlich gefeiert in der Form des Mithrakultes. Aber sie haben diesen Kultus nicht selbst erfunden. Sie haben ihn übernommen von den Persern, die seinerzeit die iranische Landschaft bewohnten, und auch die Perser haben den Mithrakult entlehnt oder geerbt von den Völkern der arischen Vorzeit.

Bei diesen Völkern war Mithra die Personifikation des Lichtes, das sich vor, mit und nach der aufgehenden Sonne am Himmel verbreitet, also wohl unterschieden vom Sonnenball als Lichtträger. Mithra ist also beinahe gleichbedeutend mit dem Begriff «Aurora», die Morgenröte. Mithra ist gleichsam der Lichtgott. Darum findet man auf den Ruinen alter römischer Denkmäler oft auch die Inschrift:

Deo Soli invicto Mithrae.

Mithra, der Lichtgott, gilt zunächst als Feind der Nacht, der Dunkelheit, der Finsternis in der natürlichen Bedeutung, dann aber auch, in übertragener und sittlicher Bedeutung, als Feind der finsternen Dämonen, die den Menschen oft in Besitz nehmen, so daß er von ihnen besessen wird und infolgedessen zu allen Verbrechen und Schandtaten fähig ist. Dem Neuen Testamente ist diese Anschauungsweise nicht fremd, denn im Johannes-Evangelium findet sich die Unterscheidung zwischen den Kindern des Lichtes und den Kindern der Finsternis.

Die Sonnenwendefeste wurden auch von den alten germanischen Völkern gefeiert. Als Zeitpunkt der Geburt der Sonne gilt die Nacht, genauer Mitternacht, wo sie ihren tiefsten Stand

erreicht hat und nun von da an tagtäglich in schraubenförmigen Kreisläufen sich aufwärts zu bewegen beginnt, jeden Tag um die Mittagszeit einige Hundertstel Grade höher am Himmel steht und damit den ersehnten Frühling verheißen. Es ist die «geweihte» Nacht, das heißt die Zeit, die der Andacht, der Besinnung, der Hoffnung und der freudigen Erwartung gewidmet ist, als Weihnacht, nicht im christlichen, sondern im uralten, heidnischen Sinne, der Tag, an dem man den alten, zur Neige gegangenen Lebenskreis verabschiedet und den Beginn eines neuen Lebenskreises in der Natur begrüßt, und somit auch Heilige Nacht!, das heißt heilverheißende Nacht. «Heilig» war im Heidentum ursprünglich das, was den Menschen anerkanntermaßen Heilung von Krankheit und Gebrechen, oder kurz gesagt Heil bringt. Jeder freute sich und suchte seine Freude andern mitzuteilen, indem er Geschenke an Verwandte und Freunde spendete. Diese Geschenke hießen im nordischen Kulturkreis «Julkapp» und das Sonnenwendefest auch «Julfest».

Alle diese Vorstellungen und Bräuche stammen aus einer Zeit, als es noch keine Ausbeutung, Unterjochung und Versklavung von Menschen durch andere Menschen gab und auch nicht geben konnte, somit der Menschheit der Weg zur sittlichen Höhe und Reife noch offenstand. Jeder Mensch hatte nur die eine Möglichkeit, durch die Arbeit seiner Hände und die Tätigkeit seiner Werkintelligenz in ausgedehntem, mühevolltem Tagwerk das eigene Leben und dasjenige seiner kleinen Familie zu fristen. Die religiösen Vorstellungen waren bei der Armseligkeit und Dürftigkeit des damaligen Wissens eine willkommene Ergänzung. Sie waren natürliche Spekulationen metaphysischer Art, ohne Falschheit, ohne Arglist, ohne die Absicht von Lüg und Trug. Sie leisteten einen Dienst, den wir heute den verschiedenen Kunstrichtungen zuweisen, der Musik, der Bildhauerei, Malerei, Dichtung usw. mit keinem an-



«Die Tragödie des Schlafzimmers»
von Prof. Theodor Hartwig.
Verlag Rudol Cerny, Wien, 1947

Man könnte hinter dem Titel einen Roman vermuten, wenn ihm nicht die Erklärung beigegeben wäre «Beiträge zur Psychologie der Ehe». Der Verfasser hat den Titel von Leo Tolstoi übernommen, der aus eigener Erfahrung die Tragödie des Schlafzimmers als die qualvollste aller Zeiten bezeichnet hat. Hartwig stellt die Tatsache vor sich hin, daß es eine erschreckend große Zahl von Ehescheidungen gibt, daneben noch mehr zerstörte und abermals noch viel mehr solche Ehen, die nicht gerade hochgradig unglücklich, aber doch weit davon entfernt sind, harmonisch zu sein. Und es sind oft die kleinsten und kleinlichsten Dinge, womit sich die Ehegatten das Leben sauer machen. Diese Tatsachen drängen zu den Fragen: Muß das so sein? Liegt es im Wesen der Ehe, daß sie fast durchgängig die Menschen nicht beglücken kann? Und: Muß dem immer so bleiben? Hartwig packt das Problem von der psychologischen und der soziologischen Seite an. Er erkennt diese kleinsten und kleinlichsten Dinge als Symptome, Auswirkungen tiefer liegender Ursachen, und es liegt ihm daran, diese aufzudecken. Kennt der Mensch diese Ursachen, so wird er die Schuld an den ehelichen Zerwürfnissen weniger dem Ehepartner aufbürden; er wird erkennen, daß dieser, wie er selber, aus gewissen Umständen und Verhältnissen heraus so ist, wie er ist, und daß demnach ein Anderswerden der Menschen eine Umgestaltung der Verhältnisse zur Voraussetzung hat. Als tiefsten Grund des Versagens der Ehe hält Hartwig mit Sigmund Freud beim Manne die Mutterbindung, bei der Frau die Vaterbindung, also den Oedipuskomplex. Dieser ist nicht aufzuheben, denn er ist biologisch bedingt. Wenn es auf ihn allein ankäme, so müßte man die Hoffnung auf eine Besserung in der Gestaltung der Ehe aufgeben. Diese wird aber als soziales Ge-

bilde sehr stark von den gesellschaftlichen Verhältnissen ihrer Zeit beeinflußt. Diese können günstig oder ungünstig auf sie einwirken, dem «Oedipuskomplex» Vorschub leisten oder seinen Einfluß vermindern. Nach Hartwig mußte die Ehe so werden, wie sie ist, infolge der schon seit Jahrtausenden bestehenden Männerherrschaft mit ihrer wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sexuellen Unfreiheit der Frau. Diese Unfreiheit fordert das weibliche Geschlecht unbewußt zur Gegenwehr, zum Protest heraus, und diesem gegenüber erhebt sich dann ebenfalls unbewußt der Protest des männlichen Geschlechts. Es handelt sich um eine Kollektivverscheinung, so individuell diese Proteste in der einzelnen Ehe aussehen mögen. Der Weg zur Veredelung der Ehe geht unbedingt über die Befreiung der Frau von der Männerherrschaft, ist also sozial bedingt. Und weil die Umwandlung sozialer Zustände in der Macht der Menschen liegt, ist die Hoffnung, daß für die Ehe eine Zeit besserer Seinsbedingungen kommen werde, berechtigt. Im Zusammenhang mit dem Eheproblem kommt Hartwig auf die Familie überhaupt, die Kinder, die Erziehung zu sprechen und regt auch da zum Nachdenken und zu eigener Stellungnahme an. Damit ist der Hauptinhalt des Buches angedeutet, aber wirklich nur angedeutet; über die erstaunliche Fülle des verarbeiteten wissenschaftlichen und literarischen Stoffes, über die Gründlichkeit, mit der Hartwig das Thema behandelt, ist damit noch nichts gesagt. Der Leser wird sich davon überzeugen können. Als ein besonderer Vorzug muß die schlichte und klare Schreibweise hervorgehoben werden, die auch dem Laien die Erfassung der tieferen Zusammenhänge ermöglicht. Außerdem hat der Verfasser dem Buche als Anhang «für Leser, die sich wenig oder gar nicht mit Psychologie befaßt haben», eine «Zusammenstellung der für das vorstehend behandelte Thema wichtigsten Ergebnisse der neueren Seelenforschung» beigegeben. (Der Preis der 184 Seiten starken Schrift wird später bekannt gegeben. Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle der FVS., Postfach 16, Basel 12, jetzt schon entgegen.)

E. Brauchlin.

dern Ziele als dem, den Menschen aus der Monotonie, sozusagen der Tretmühle des Alltags, herauszuheben, sein Dasein zu verschönern und ihn in den Tagen des Missgeschickes zu trösten.

Das ging solange, bis der Nahrungsertrag der Arbeit auf dem verfügbaren Boden das notwendige Existenzminimum zu übersteigen begann. *Bis dahin* konnten Menschen, die ernten wollten, wo sie nicht gesät hatten, nicht existieren. *Sie mußten zugrunde gehen*, weil es für sie keine Möglichkeit gab, ihre durch Mutation erworbenen Anlagen zum Schmarotzertum zu erhalten und zu vererben. Von jenem Augenblicke an war diese Möglichkeit aber gegeben. *Von nun an* begannen sie, wenn auch unter schweren Kämpfen, den Raub, das Privativum, zu organisieren und das Eroberte mit Gewalt zu stabilisieren. Um aber nicht ständig mit der Waffe in der Hand seine Organisation aufrecht zu erhalten und verteidigen zu müssen, schuf dieser neu erstandene Menschentypus aus einem Gemisch von Irrtum, Lüge und Verdrehung bisheriger religiöser Vorstellungen neue Religionsformen als Mittel, die Masse der Unterworfenen, Unterjochten, Versklavten ohne Waffengewalt im Zaume zu halten.

Damit begann die moralische Dekadenz, die noch heute andauert und so lange andauern wird, bis wir die Möglichkeit des Parasitismus unter uns ausgemerzt haben werden. Und eines der wirksamsten Mittel hierzu wäre das freigeistige Gedankengut, wenn ... ja, wenn ...? Die Sicherung der bestehenden Machtverhältnisse liegt auch heute noch im Interesse der herrschenden Schichten, die die tatsächlichen Zusammenhänge genau kennen und sie billigen und rechtfertigen. Sie wünschen aber auch, daß die benachteiligten Schichten zum mindesten die Fundamente der bestehenden Machtverhältnisse gutheißen, wenn sie auch zugeben, daß «Missbräuche» vorkommen und Abhilfe versprechen. Sie wissen aber auch, daß die unbemittelten Schichten bei genauer Kenntnis der Zusammenhänge die gewünschte Billigung der fundamentalen Sozialverfassung niemals zugestehen werden. Darum muß die theoretische Beschreibung und die Einordnung in das Darstellungssystem so erfolgen, daß die beherrschten Menschen nicht das wirkliche, sondern ein gefärbtes, also unwahres Bild erhalten und dann ihrem Wesenkern gemäß die bestehenden Machtverhältnisse billigen. Darum müssen wir die wissenschaftliche Wahrheit auch in die Gesellschaftslehre hineintragen.

Wir sind heute hier wiederum versammelt, um Wintersonnenwende zu feiern. Es ist für uns zunächst eine Gelegenheit, uns der Freude hinzugeben, obgleich die Welt da draußen wenig

Anlaß zu Freudenkundgebungen bietet. Wir wollen nicht nur uns freuen, sondern auch unseren Gesinnungsfreunden *Freude bereiten* durch Geselligkeit und allerhand Darbietungen. Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude doppelte Freude. Wir wollen uns aber auch *erbauen*, das heißt innerlich seelische Kräfte schöpfen, nicht nur für unser Alltagsleben in der beruflichen Tretmühle, sondern auch Kraft gewinnen für unseren ideologischen Kampf, um das für uns höchste Gut, unsere freigeistige Idee. Damit berühre ich den *höheren Sinn* und die *höhere Weise* unserer Feier. Es wäre nun sehr töricht zu fragen, ob die Feier der Wintersonnenwende einen Sinn hat, denn wenn sie einen Sinn hätte, so wie etwa ein Tier seine Augen hat, so müßte er wissenschaftlich feststellbar sein. Oder der Sinn müßte durch eine übernatürliche Instanz, etwa durch eine Gottheit, erteilt worden sein, und dann wäre eine Offenbarung notwendig, um uns diesen Sinn bekannt zu geben. So lehrt zum Beispiel die römisch-katholische Kirche, der Mensch — und mit ihm das ganze Weltall — hat den Sinn und die Aufgabe, den *creator mundi* zu loben und zu preisen. Die Gottheit hat gewissermaßen durch den Schöpfungsakt (*creatio ex nihilo*) den Menschen zeigen wollen, wie allmächtig sie ist, was sie alles leisten kann. Dieser Sinn ist für uns nun der Gipfel der Sinnlosigkeit! Wir gelangen also zum Schluß, daß die Dinge dieser Welt und das ganze Weltall, somit auch unsere heutige Feier, keinen Sinn an sich selbst hat, es sei denn, wir geben oder verleihen unserer Feier einen Sinn, einen höheren Sinn. Die Sinngebung ist aber ein Produkt aus zwei Faktoren, einem persönlichen und einem sachlichen Faktor. Der *persönliche Faktor* ist der menschliche Charakter, die Art und Weise, wie ein Mensch zu den Dingen, die in den Bereich seines Wissens und Könnens gelangen, das heißt, wie er in sittlicher, moralischer und ethischer Hinsicht Stellung nimmt. Diese Stellungnahme nenne ich «Idee». Der sachliche Faktor ist die Art des gefeierten Anlasses und die Beschaffenheit der Dinge, oder, genauer gesagt, die Vorstellungen des Menschen über die Beschaffenheit der Dinge, die Gegenstand seines wahrnehmenden und begreifenden Denkens geworden sind.

Welchen Sinn werden wir unserer Sonnenwendefeier geben oder verleihen, wenn wir aus voller Überzeugung freigeistige Menschen sind; wenn unser Charakter so beschaffen ist, daß wir nicht anders sein können als freigeistige Menschen?

Da werden wir uns vor allem hüten, die Auffassung zu vertreten, als ob es auf den einzelnen Menschen nicht ankomme, daß er zu schwach sei, um den Gewalten entgegenzutreten, die ihn in die entgegengesetzte Richtung ziehen wollen, daß der Lauf

Arbeiten wirkungsvoll unterstützt, noch viele Jahre der Gesundheit und der geistigen Frische — ihnen zur Freude und uns Freidenkern zum Nutzen.
W. Schieß.

Goldene Hochzeit

Wie wir leider verspätet vernehmen, feierten Herr und Frau Chapman Cohen in London am 1. September 1946 die 50. Wiederkehr ihres Hochzeitstages. Der Anlaß wurde im Kreise einer Reihe intimen und persönlicher Freunde des Ehepaars im Waldorf Hotel in London festlich begangen. Mr. Chapman Cohen wurde dabei als Mensch, als Redaktor des «Freethinker», als Redner und führender Freidenker Großbritanniens gefeiert.

Wenn auch verspätet, so möchte sich auch die Freigeistige Vereinigung der Schweiz zu den Gratulanten gesellen und dem Jubelpaare auf diesem Wege die besten Glückwünsche überbringen. Mr. Chapman Cohen ist seit 32 Jahren Redaktor des Wochenblattes «The Freethinker». Wer seine Zeitung kennt und seine wöchentlich erscheinenden geistreichen Leitartikel gelesen hat, der versteht, warum ihn die Engländer als ihren führenden Freidenker verehren. Wir wünschen Chapman Cohen und seiner Gattin, die ihn in seinen

Hauptvorstand,

Geschäftsstelle und Redaktion

entbieten Mitgliedern und Lesern die besten

Glückwünsche zum Jahreswechsel

der Sozialen sich *unabhängig* von dem vollziehe, was ich denke und erstrebe. Dieser irrite Gedanke spukt in vielen Köpfen, nicht nur von Theisten, sondern sogar von Atheisten. Beim Theisten wäre es nur konsequente Logik, wenn er angesichts der Allmacht und Vorsehung Gottes zum Schluß käme, «es sei doch unser Tun umsonst, auch beim besten Willen». Aber gerade diese Konsequenz wird von den Geistlichen aller Konfessionen aufs schärfste bekämpft, denn wenn alle Gläubigen so denken würden, so gäbe es keine Fanatiker, keine Agitatoren, die sie für ihre Expansionsgelüste brauchen. Diesen vorerwähnten irriegen Gedanken haben auch viele Atheisten noch nicht abgelegt, indem sie lehren, daß alles Geschehen sich nach ehrernen Naturgesetzen abwickelt, das heißt nach einer unerbittlichen Kausalität. Jede Ursache ist gleich einer Mutter, die ihr Kind, die Wirkung, in ihrem Schoße trägt, gebiert und stirbt. Wir meinen nur, daß wir schieben und stoßen und doch nur die Geschobenen und Gestoßenen sind, und wir würden doch still stehen, wenn wir nicht von außen geschoben und gestoßen würden. Das ist echt menschliches Fatum, Fatalismus schlimmster Art, der zu der Ansicht führt, daß, wie die Erde sich um ihre Achse dreht ohne meine Hilfe, so auch die soziale Welt ohne meine Intervention läuft.

Nichts ist falscher als das! Der Lauf der sogenannten Welt vollzieht sich wie alles andere erstens nach dem Grundsatz der korrelativen Zweieinigkeit und zweitens nach dem Gesetz des Kräfteparallelogrammes. Jeder Mensch ist daran beteiligt und wirkt mit nach dem Maß der von ihm eingesetzten Kräfte leiblicher, seelischer und geistiger Art. Alles was im politischen Leben geschieht, ist nichts anderes als die Resultante, das heißt die Diagonale aller Kraftrichtungen und Energiequanten. Diese aber werden gelenkt durch die Ideen. Unsere freigeistige Idee ist die einer verträglichen Menschheit unter erträglicheren materiellen Verhältnissen. Für diese Idee wollen wir unsere besten Kräfte einsetzen. Dieses Gelübde soll unserer Feier die höhere Weihe geben. Ich möchte meine Ansprache schließen mit einigen vortrefflichen Sätzen von Karl Kautsky: «Man sagt gerne: die guten und gerechten Ideen können nicht mit Gewalt unterdrückt werden. Für diesen Ausdruck gibt es zahlreiche Belege und er klingt sehr tröstlich für alle Verfolgten. Aber so unbedingt, wie er hingestellt wird, ist er nicht richtig. Freilich, eine Idee *selbst* kann man mit Gewalt nicht töten. Aber eine Idee kann für sich allein im luftleeren Raum auch nicht existieren. Welche Kräfte eine gesellschaftliche Idee des Guten und Bösen erlangt, und nur um diese Art von Ideen handelt es sich hier, das hängt von der Zahl und Beschaffenheit der Individuen ab, die sie erfassen, von ihrer Kraft in der Gesellschaft. Gelingt es, die intelligentesten Vertreter einer Idee, wenn sie in der Minderheit sind, niederschlagen und auszurotten, dann ist auch die Idee niedergeschlagen.» Wir wollen hoffen, daß uns dieses Schicksal erspart bleibt. Wir hoffen, daß wir frei von Furcht vor Verfolgung unsere Mission und Aufgabe erfüllen können und so ein Mittelpunkt zu sein, in dem wir die freigeistigen Kräfte sammeln und freigeistige Kraft ausstrahlen.

Martin Junker.

Wir aber sagen mit allem Nachdrucke:

*Läßt man die Kirche nicht zur Geltung
Kommen, so werden alle menschlichen
Bemühungen vergeblich sein.*

Leo XIII

Die große Gewissensfrage an unsere katholische Landesuniversität

Unter diesem Titel ist soeben Nr. 3 der Sammlung «Wissen und Wahrheit» (Verlag Hans Huber, Bern) erschienen¹, die sich mit «thomistischer Gelehrsamkeit und Philosophie» und insbesondere mit dem Buch des Dominikaners Paul Wyser «Theologie als Wissenschaft» (Salzburg-Leipzig 1938, Verlag Anton Pustet) auseinandersetzt. Verfasser der Streitschrift ist Dr. phil. Ernst Haenßler, der damit seine bekannten Publikationen «Die Krisis der theologischen Fakultät» (1929) und «Die Basler Universität am Scheidewege» (1936) wirkungsvoll ergänzt.

Wir erinnern daran, was Dr. Ernst Haenßler als Gastreferent an unserer 2. Arbeitstagung in Basel (am 8. September 1946) in seinem Referat «Religion, Staat und Schule» gegen die katholische Theologie vorgebracht hat²: «Sie scheute sich gar nie, einen recht massiv-realistischen Seinsbegriff auch auf Gott und den Himmel und oft auch noch auf die Hölle zu übertragen und eine zweite Welt als eine tatsächlich seiende Welt als Grund und Boden ihrer dogmatischen Bemühung zugrunde zu legen.» Und er forderte damals, daß wir den Kampf gegen derartige gedankliche Verirrungen auch philosophisch untermauern müssen. Wer von uns ist aber philosophisch so gut beschlagen, um solches wagen zu dürfen? Darum sagte ich in meiner Besprechung seines Referates³, daß «in erster Linie Haenßler selbst» dazu berufen sei, «den Kampf auf der von ihm aufgezeigten Ebene» zu führen. Diesem Verlangen ist er nun in der vorliegenden Schrift nachgekommen.

In diesem Zusammenhang darf ich wohl auch auf meine — bescheidenen — Ausführungen in «Wissenschaft und Theologie» (siehe «Freidenker» vom Februar 1947) verweisen, die allerdings weniger an die Adresse der Theologen gerichtet waren, sondern der Selbstverständigung in unseren eigenen Reihen dienen sollten, da manche Gesinnungsfreunde geneigt sind, auch die Wissenschaft zu beschuldigen, metaphysischen Spekulationen zugänglich zu sein. Es gibt eben nicht nur «Zweierlei Glauben» (siehe «Freidenker» vom Juli 1947), sondern auch neben der Wissenschaft noch eine Pseudowissenschaft, die sich als richtige Wissenschaft ausgeben möchte, wie dies vor allem bei der Gottesgelahrtheit der Fall ist. Und da ist es denn wirklich notwendig, diesen Herrschaften einmal entsprechend auf die Diebsfinger zu klopfen. Nur muß das, was man gegen die Theologie vorzubringen hat, hieb- und stichfest sein, denn diese Jesuiten — es können auch Dominikaner sein —, sind gut geschult und scheuen vor keiner Begriffsverdrehung zurück⁴.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Inhalt der vorliegenden Streitschrift auch nur andeutungsweise auszuschöpfen: viel-

¹ Vgl. unsere Besprechungen von Nr. 1 und 2 dieser von der «Gesellschaft für Wissen und Wahrheit» herausgegebenen Sammlung im «Freidenker» vom Dezember 1945, Oktober und Dezember 1946.

² Vgl. «Ein- und Ausblicke in die Erziehung freier Menschen». (Bern 1947, Freigeistige Vereinigung der Schweiz.)

³ Vgl. «Freidenker» vom September 1947.

⁴ Noch gewitzter sind jene Talmudisten, die sich — in die Enge getrieben — hinter der Kabbalistik verschanzen. Jedes hebräische Wort besitzt nämlich — je nach den darin enthaltenen Buchstaben — einen bestimmten Zahlenwert und zwei ganz verschiedene Worte, aber von gleichem Zahlenwert, sind nach der Auffassung der Kabbalisten auswechselbar. Gegenüber solchen «Kunststücken» ist man dann natürlich in der Polemik gänzlich machtlos. Das hat Popper-Lynkeus in einer kleinen Erzählung «Tischgespräch bei Martin Luther» (in den «Phantasien eines Realisten») recht gut illustriert, indem er den gegen Luther polemisierten Rabbi zum Schluß sagen läßt: «Wer sagt euch denn, daß ich an Gott glaube?» Da ist denn auch der bibelfeste Martin Luther entsetzt und — sprachlos.